

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Überendung.

Klemens

Adresse: Саратовъ, католич.
семинарія, І. Крушинскому.
oder: Саратовъ, типо-лит.
Г. Х. Шельгоризъ и К^о,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Das heilige Jahr.—Das böse Gewissen.—Der dumme Rater.—Stephan Heindel.—

Alle, die den Abonnementsbetrag noch nicht eingesandt haben, werden hiemit
höflichst ersucht, es doch bald thun zu wollen.

Das heilige Jahr.

In der vorigen Nummer haben die geehrten Leser die Jubiläumsbulle des Hl. Vaters gelesen, in welcher der Papst das Jubeljahr verkündigt und auch Seine Erinnerungen an das letzte hl. Jahr mittheilt. Es war das anno 1825 unter dem Pontifikate Leos XII. Der Zahl nach war es das neunzehnte, das gegenwärtige ist das zwanzigste. Papst Bonifaz VIII., welcher von 1294 bis 1303 den päpstlichen Thron inne hatte, erließ zuerst am 22. Februar 1300 in der Peterskirche das Jubiläumsjahr verkünden und verordnete zugleich, daß es alle hundert Jahre wiederkehren solle. Ein so hohes Alter ist nur äußerst wenigen beschieden, deshalb würden die meisten Menschen niemals diese Gnade erleben, wenn sie nur alle hundert Jahre zur Austheilung gelangte. Aus diesem Grunde bestimmte schon der fünfte Nachfolger Bonifaz VIII., Papst Klemens VI., am 27. Januar 1349, daß das Jubiläumsjahr alle fünfzig Jahre eintreten solle. Papst Urban VI. beschränkte diesen Zwischenraum auf 33 Jahre, und Paul II. 1464—1470 bestimmte 25 Jahre. Diese Verordnung hat auch gegenwärtig noch Rechtskraft. Aber wie kommt es denn, daß anno 1825 das letzte Jubeljahr war? Warum nicht in den Jahren 1850 und 1875? Die Antwort darauf ist auch in der Ankündigungsbulle Leos XIII. gegeben. Die Zeitverhältnisse waren nicht derartig, daß so große Pilgerfahrten nach der ewigen Stadt hätten stattfinden können. Der Geist der Auflehnung wälzte sich von Staat zu Staat und von Land zu Land, und der Sturm der Umwälzung brauste auch über Italien dahin und verhinderte die Jubelfeier des Jahres 1850. Kurz vor 1875 hatte aber die Welt das größte Verbrechen unseres Jahrhunderts — den Raub des Kirchenstaates — gesehen, deshalb war Papst Pius IX., seligen Andenkens, gezwungen, ein Jubiläumsjahr zu verkünden. Er verließ aber allen Christgläubigen einen vollkommenen Ablass ohne die üblichen Feierlichkeiten. Die Schrecknisse der französischen Revolution, welche wie ein giftiger Hauch über ganz Europa dahinzogen, waren die Ursache, warum das Jahr 1800 vorüberging, ohne ein Jubeljahr gewesen zu sein. Zu unserer Jahrhundertswende hat Leo XIII. die Gnadenschatze der Kirche geöffnet, damit alle daraus recht reichlich schöpfen können.

Für die meisten, wenn nicht für alle Klemensleser wird es wohl das erstemal sein, daß sie ein heiliges Jahr erleben, und viele werden kein zweites mehr sehen. Es kommt also darauf an, diese Gnadenzeit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Freilich den meisten wird es unmöglich sein, eine Romfahrt zu unternehmen, aber sich zu heiligen, dazu hat ein jeder die Möglichkeit. In diesem heiligen Jahre muß jedes Verbrechen gutgemacht werden. Wer also im Empfang der hl. Sakramente faulhaftig gewesen ist, der erforsche sein Gewissen, bereue seine Sünden und reinige sich im Bade der Wiedergeburt. Wer ungerechtes Gut besitzt, gebe es zurück und erstatte auch den Schaden. Jene, die in Feindschaft leben, sollen sich ermannen und einander die Hand zum Frieden reichen. Herrschen in einem Hause Zwistigkeiten, so sollten die Familienmitglieder alles Geschehene vergessen und sich in Liebe vereinigen. Wer hartherzig gegen die Armen war, spende reichliches Almosen. Wer das Gebet vernachlässigt und die Kirche wenig oder gar nicht be-

sucht hat, zeige darin besonderen Eifer. Für jene Eltern und Erzieher, die in der Erziehung der Kinder manches verschuldet haben, soll dieses Jahr eine Ermahnung sein, der Fahrlässigkeit ein Ende zu machen. Jeder Sünder endlich, zu welcher Klasse er auch gehören mag, soll auf die Stimme der Gnade achten, sich aufmachen und zu seinem Vater zurückkehren. In der hl. Schrift lesen wir: „So spricht der Herr: Zur Zeit der Gnade erhör ich dich, am Tage des Heiles helfe ich dir.“¹⁾ Und mit dem hl. Apostel Paulus können wir sprechen: „Siehe, jetzt ist die gnadenreiche Zeit, siehe jetzt ist der Tag des Heiles.“²⁾ — „Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht,“ mahnt die hl. Schrift.³⁾ „Suchet den Herrn, da er zu finden ist; rufet ihn an, da er nahe ist! Der Gottlose verlasse seinen Weg, und der Ungerechte seinen Gedanken; er bekehre sich zu dem Herrn, so wird er sich seiner erbarmen, zu unserem Gott, denn er ist reich an Erbarmung.“⁴⁾ Das ganze Jahr 1900, das heilige Jahr, ist eine solche Mahnung, die wir von der göttlichen Vorsehung erhalten, um die Gnadenzeit zu benützen. Wir wollen daher nicht nur unsere Sünden beweinen, sondern auch gute Werke verrichten, nicht bloß unsere Seelen reinigen, sondern sie auch mit allen Tugenden ausschmücken. Können wir dann auch nicht in Rom die Gräber der Apostel besuchen, so werden wir doch nicht leer ausgehen. Wir haben allen Grund zu hoffen, daß der Hl. Vater nach dem Beispiele Seiner großen Vorgänger die Gnaden des Jubeljahres auf das kommende Jahr (1901) für alle diejenigen ausdehnen wird, welche aus irgend einem Grunde verhindert waren, nach Rom zu pilgern.

Um aber im Jubeljahre die Wallfahrt nach Rom anzuspornen, hat der Hl. Vater die gewöhnlichen Ablässe, einige ausgenommen, für das ganze Jahr aufgehoben. Diejenigen Ablässe, welche den armen Seelen im Fegfeuer zuwendbar sind, können im Jubeljahr nur für sie gewonnen werden. Ferner sind nicht aufgehoben und bleiben bestehen die Ablässe: 1) für die Todesstunde, 2) für das Abbeten des „Engel des Herrn,“ 3) für den Besuch des 40stündigen Gebetes, 4) für die Begleitung des Allerheiligsten zu den Kranken, 5) die der privilegierten Altäre und noch zwei andere, die für unsere Verhältnisse belanglos sind.

Das heilige Jahr hat mit der ersten Vesper des hl. Weihnachtsfestes begonnen, d. h. am 24. Dezember neuen Stils, nach unserem Kalender am 12. Dezember, und endigt an demselben Tage im kommenden 1900-ten Jahre. Der „Klemens“ wünscht allen seinen Gönnern, Lesern und Leserinnen zum neuen Jubeljahr recht viel Glück und Segen. Gebe Gott, daß sein Wunsch in Erfüllung gehe!

Hieronymus.

Das böse Gewissen.

In dem Umfange des alten Schlosses von Cliffton (Frankreich) befinden sich die Ruinen eines großen Brunnens, der ehemals sehr tief war, während der französischen Revolution aber auf schreckliche Weise aufgefüllt wurde. In diesen Brunnen stürzten die Soldaten der Republik drei bis vierhundert Vendeer hinein und füllten mit den Leibern derselben den tiefen Schacht aus. Die unglücklichen Schlachtopfer bestanden fast

¹⁾ Jesaías, 49, 8. ²⁾ 1. Kor. 6, 2. ³⁾ Ps. 94, 8. ⁴⁾ Jesaías, 55, 5 u. 7.

aus lauter Greisen, Frauen und kleinen Kindern, welche in den Gewölben des alten Schlosses sich vor ihren Feinden längere Zeit versteckt hielten, endlich aber von den Republikanern entdeckt, aus ihrem Zufluchtsort hervorgezogen und in unmenschlicher Grausamkeit hingebracht wurden. Lebendig stürzte man sie in den tiefen Abgrund, stieß diejenigen, welche sich an den hervorragenden Mauersteinen oder an sonst etwas festhielten, mit Bajonetten hinunter, häufte andere darauf und wälzte zuletzt Erde und große Steinmassen auf die Unglücklichen. —

Schon manche Jahre waren seit diesen Greuelthaten verflossen, da kamen eines Abends zwei Flüchtlinge zu der alten Burg und baten den Thorhüter um Erlaubnis, im Schlosse schlafen zu dürfen. Nach vielen Gegenvorstellungen ließ er dieselben ein und wies sie zu den Ruinen des großen Brunnens im Hofe. Kaum hatte diese der ältere Soldat erblickt, so blieb er stehen und wollte nicht weiter. Sein Gefährte spottete so lange über ihn, bis er endlich mit ihm nach dem Brunnenhofe ging. Die Nacht brach an; ihre feierliche Stille ward aber bald mit furchtbarem Geschrei und Gepolter unterbrochen: „Macht uns auf, macht uns auf! Laßt uns fort!“ schrien die zwei Kriegshelden und schlugen aus allen Kräften an die verschlossene Thüre. Man öffnete ihnen, und siehe da, der ältere Soldat, der viele Feldzüge mutig mitgemacht hatte, war halb ohnmächtig, bleich, mit Angstschweiß übergossen, hielt sich am Arme seines Kameraden fest und zitterte an allen Gliedern.

„Was habt ihr denn?“ fragte man sie. „Was ich habe?“ antwortete er: „Die Hölle habe ich in meiner Brust! Weshalb habt Ihr mich dahin gethan? Ich habe sie gehört — nach zwanzig Jahren haben sie mich wieder erkannt, sie haben mit ihren zerfleischten Fingern auf mich gedeutet!“

„Ich habe ihn noch nie in meinem Leben in einem solchen Zustande gesehen,“ sagte sodann der andere Soldat: „ich hatte mich kaum niedergelegt, als ich auch schon einschlief, aber er warf sich fortwährend in der größten Unruhe herum, und bald erwachte ich über seinem Geschrei, und da sah ich, wie er beim Sternenschein die Arme ausstreckte, als wolle er jemanden zurückschießen, der mir nicht sichtbar war, ich hörte, wie er demselben zurief: Laßt mich, laßt mich! Ich habe ja nur dem Befehle meiner Obern gehorcht! Ich will es bereuen . . . ich will Gott um Verzeihung anflehen . . . o seid barmherzig, laßt ab von mir . . . Vergebung! Gnade! . . . Sodann warf er sich auf die Knie und beschwor mich wie ein furchtsames Kind, nahe bei ihm zu bleiben. Er muß den Verstand verloren haben.“ Das war keineswegs der Fall, sondern der alte Soldat war einer derjenigen, welche die Greuelthaten gegen die wehrlosen Einwohner von Clifton verübt hatten.

Der dumme Kater.

Ein Kater aus der Ostseeprovinz,
Grau von Natur, mit Namen Hinz,
War wegen Diebstahl im Kamine
Verbannt auf eine Burgruine.
Wo einst das Schloß so prachtvoll war,
Wo einst der Ritter muntre Schar
Die vollen Becher stets geschwungen,
Wo nie das Schwertgeklirr verklungen:
Da schritt heut' einsam unser Kater
Hin über die bemosten Quader.
Nun einsam grade war er nicht:
Da wuchsen Mäuse wie Kartoffeln —
Ihr wißt, der Katzen Leidgericht! —
Wär' unser Kater nur kein Stoffel,
So könnt' er leben tausend Tage
Und wüßte nichts von Hungersleid;
Doch Katzen sind der Mäuse Plage,
Und unser Kater war nicht g'scheit:
Er macht sich auf die Mäusejagd,
Er wirrte, doch schon nicht aus Not,
Aus Mordlust jagt er Tag und Nacht
Und ruht nicht, bis sie alle tot . . .
Nun denkt euch später seinen Schrecken!
Jetzt hieß es, alle Tage fasten!
Kein Maus im Loch, kein Brot im Kasten! —

Und endlich mußte er — verrecken! . . .
Ihr fragt: Was soll denn das bedeuten?
Das kann ich euch ganz kurz erklären:
So geht es allen jenen Leuten,
Die alles auf einmal verzehren
Und dann in mißgerathnen Tagen
Wie Hinz am Hungertuche nagen.

Ungeannt.

Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Die Jahreszeiten hielten ihren gewöhnlichen Wechsel. Es war bereits wieder August. Stephan war jetzt (im Jahre 1775) 23 Jahre alt. Wer ihn aber in Gesellschaft reden hörte, glaubte, aus ihm spreche ein Anschauung. Man gewöhnte so klar war sein Urtheil und richtig seine Anschauung. Man gewöhnte sich allmählich daran, in wichtigen Dingen seinen Rat einzuholen. Sein Wirt Zimmermann gewann ihn immer mehr lieb und schenkte ihm volles Vertrauen. So schiedte er ihn Ende August in einer Wirtschaftsangelegenheit nach Saratow. Stephan konnte sich sehr gut im Russischen ausprechen. Man nannte ihn sogar den ersten gut im Russischen ausprechen. Man nannte ihn sogar den ersten Deutsch-Russen, weil seine Aussprache ziemlich rein war, was er dem Aufenthalt in Torschok zu verdanken hatte. In Saratow angekommen, besorgte er vor allem seinen Auftrag, erkundigte sich aber auch nach dem Schicksal des Pugatschew; denn er wollte einmal reinen Wein eingesehen haben. Diesen erhielt er auch. Er traf da seinen Bekannten Iwan Iwanowitsch Kusnezow. Sie bewillkommeneten sich freundlichst, theilten ihre Neuigkeiten einander mit, und dann sprach Stephan: „Iwan Iwanowitsch, kannst du mir nicht über das Schicksal des Empörers Pugatschew genauen Aufschluß geben?“ — „Wie! das ist dir noch unbekannt?“ — „Bekannt oder unbekannt, wie man es nimmt,“ erwiderte Stephan. „Bei uns sind eben verschiedene Gerüchte im Umlauf, denen man nicht glauben kann, deshalb möchte ich einmal die unverfälschte Wahrheit vernahmen.“ — „Die will ich dir, lieber Freund, mit dem größten Vergnügen mittheilen. Komm, wir wollen dort hineingehen,“ und damit zeigte er auf ein Schild, auf welchem zu lesen stand «*Распивоно и на вынось*». Ist denn das notwendig?“ sagte Stephan. „Wir können uns ja auf diese Bank niederlegen, wenn du müde bist. Warum in die Kabacke gehen?“ — „Ei! was, du weißt, wie es mir scheint, noch nicht, daß jeder Erzähler Arznei notwendig hat, wenn die Worte in seinem Halse nicht stecken bleiben sollen.“ Stephan suchte diese Ausrede zu widerlegen, allein es half ihm nichts, entweder mußte er in die Kabacke mitgehen oder auf die gewünschte Aufklärung verzichten. Letzteres wollte er in keinem Falle, und so mußte er sich das erste gefallen lassen. Als Stephan an die Thüre kam, ekelte es ihn an. Eine Klinge oder ein Handgriff war nicht angebracht, man schob die Thüre einfach mit dem Arme auf, infolgedessen ein großer, halbrunder Schmutzpfleck an die Thüre sich angelegt hatte. „Na was ist?“ brummte Kusnezow und schob die Thüre hinein. Kaum war Stephan eingetreten, als eine Schnapsflasche gegen die Thüre geschlagen kam, und nur durch eine geschickte Bewegung entging er einem harten Schläge. Zwei betrunkenen Männer hatten sich in den Haaren und zerrten sich hin und her. Der Wirt ließ beide auf die Straße hinauswerfen, und die Ruhe war hergestellt. Stephan wurde es an diesem Orte unheimlich, daher drang er in seinen Freund, die Erzählung zu beginnen, der ließ sich aber ganz kaltblütig ein Glaschen hergeben und schenkte ein. Stephan nippte, Kusnezow trank aus. Stephan rückte sein Glas hin und her, Kusnezow schenkte für sich das zweite ein und leerte auch dieses in einem Zuge. Stephan erinnerte ihn wieder an sein gegebenes Versprechen, allein der Iwan Iwanowitsch stülpte das dritte hinunter. „So, jetzt geht's!“ sagte er, mit der Rechten und der Linken den Bart nach beiden Seiten auseinanderstreichend. „Nun weißt du was, Bruder? Trink doch!“ — „Gut, erzähle nur.“ — „Ach, du mit deinem Erzählen. Nun es mag geschehen. Es ist dir bekannt, daß Pugatschew über die Wolga entkam. Er floh an den Ujejn. Seine Vertrauten fingen an zu verzweifeln. Sie sahen, daß alles verspielt sei. Würden sie der Regierung in der Gefangennehmung

mung des Empörers behilflich sein, so hatten sie Begnadigung zu erwarten. Sie beschloffen also, Pugatschew auszuliefern. Solange jedoch Pugatschew bewaffnet war, konnten sie ihm nicht antkommen. Da gebrauchten sie List. Als sie einmal bei Pugatschew versammelt waren, stellten sie alle ihre Waffen weg und brachten Arbusen herbei. Pugatschew legte seine Waffen ebenfalls bei Seite, nahm ein Messer und fing an, Arbusen zu essen. Mit einem solchen Messer in der Hand war Pugatschew doch noch sehr gefährlich. Da nahm einer so von ungefähr eine Arbus in die Hand und bat ums Messer, um dieselbe anzuschneiden. Pugatschew, nichts ahnend, gab es her. In demselben Augenblicke wurde er von den anderen überfallen und gefesselt. Sie überlieferten ihn Mawrin, einem Mitglied der Untersuchungskommission in Jaisk. In einem hölzernen Käfig eingesperrt und unter sehr starker Bewachung wurde Pugatschew nach Moskau gebracht. Dort ward sein Los entschieden: Er wurde zur Verteilung verurteilt. Am 10. Januar (1775) wurde das Urteil auf dem Platze „Boloto“ (Sumpf) in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge vollzogen. Mit Fesseln beladen, unbedeckten Hauptes, seinem Beichtwater gegenüberstehend, wurde Pugatschew auf den Platz gebracht. Er bezeichnete sich mit dem hl. Kreuze, machte tiefe Verneigungen und sprach: „Verzeihet mir, was ich an euch verbrochen habe!“ Auf's Schafott gebracht, vollzog der Henker schnell sein Amt. Als der Kopf vom Rumpfe getrennt war, wurden auch die Arme und Beine abgehauen und an vier Ecken des Schafotts aufgehängt. Ebenso wurde Pugatschews Kamerad Persiljew hingerichtet. Drei andere: Schigajew, Baducow und Tornow fanden ihren Tod durch den Strang. Tschika wurde zur Enthauptung nach Ufa geschickt. Mehrere andere wurden mit Knutenhieben traktiert und viele begnadigt. Das war das traurige Ende der Empörer.“ — „Ich danke dir,“ sagte Stephan, „mag damit auch unsere Unterhaltung an diesem verpesteten Orte ein Ende nehmen; denn ich kann es hier nicht mehr länger aushalten.“ — „Was? Trink doch!“ — „Ich kann nicht. Ich habe schon von dem Geruche zu viel. Kommt, wir wollen gehen.“ — „Was du da fäselst. Weggehen und die Wodka hier stehen lassen? Was fällt dir ein?“ — „Nun gut. So bleibe du meinethwegen hier. Ich gehe. Adieu!“ und damit reichte er ihm die Hand und eilte zur Thüre hinaus. Stephan ging zur Wolga hinunter. Kaum war er dort angekommen, so mußte er sich erbrechen. Da seine Geschäfte alle besorgt waren, so beeilte er sich, nach Seelmann zurückzukehren. Sobald es hier bekannt geworden war, Stephan sei aus Saratow gekommen, versammelten sich die Seel männer haufenweise um ihn, um Neuigkeiten aus der Stadt von ihm zu erfahren. Er erzählte mit großer Lebhaftigkeit von Pugatschews Ende und ereiferte sich besonders über die Grausamkeiten der Oelleute gegen ihre Leibeigenen. Es gäbe, meinte er, keinen schwereren Stand als den eines Leibeigenen. Ein solcher müsse mehr aushalten, als man sich denken könne. — Hierüber mußte Stephan noch öfters erzählen, bis im Herbst desselben Jahres ein anderer Gegenstand des Gesprächs sich darbot.

Es war am Feste Allerheiligen (1775,) als einige Seel männer, von der Jagd nach Hause zurückgekehrt, nicht ohne Besorgnis mittheilten, sie hätten in der Nähe des Dorfes einige wilden Menschen herumstreichen gesehen. Dieselben seien ihnen sehr verdächtig vorgekommen. Ob es nicht wieder Räuber seien, wie zur Zeit des Pugatschew. Anfänglich legte man jedoch wenig Gewicht auf dieses Gerede, als aber Stephan am 11. November die verdächtigen Reiter gesehen hatte und nichts Gutes ahnte, da wurden alle mit Bängen erfüllt. Der Vorsteher-verordnete Wache und verlangte von Zimmermann, er solle Stephan als Anführer derselben bestimmen. „Herr Vorsteher,“ sagte Zimmermann, „das kann ich nicht. Morgen haben wir ja Holztage, und da muß Stephan dabei sein. Wenn das Holz fertig ist, dann kann er gehen.“ — „Ja, wenn es dann nicht zu spät sein wird,“ antwortete der Vorsteher, bestand aber nicht weiter auf seiner Forderung. Aber o weh! Was für ein Schrecken nachmittags den 12. November! Unter großem Geheul und Schreien stürmte eine ganze Rott Kirgisen ins Dorf. 600 Mann, in vier Truppen geteilt, fingen an, das Dorf auszuplündern. Einige unerschrockene Männer setzten sich zur Wehr. „Ihr Männer,“ rief Johannes K l o z, „wenn wir uns nicht wehren, sind wir alle verloren! Kommt her, wir wollen diese Kerle zurückschlagen!“ Kaum hatte er das gesagt, da knallte seine Flinte, und ein Kirgise rollte sich in seinem Blute. Sein Kamerad, ein starker Kirgise, sprang auf K l o z los,

doch auch er wurde von einer Kugel zu Boden gestreckt. K l o z suchte schnell ein Versteck auf, um seinen Doppelläufer wieder zu laden, was ihm auch gelang. Die Kirgisen schrien und brüllten, wie wenn sie wütig geworden wären. K l o z kam aus seinem Versteck hervor und legte wieder zwei nieder. Noch war der Pulverdampf vom letzten Schusse nicht verzogen, als ein Kirgise in kaum fünf Schritten vor K l o z war. Der Kirgise holte schon aus mit seiner Pike, um den Todesstoß zu versetzen, K l o z sprang aber zur Seite, und sein Feind erhielt mit dem Flintenschafte einen so starken Hieb auf den Kopf, daß er maustot zu Boden sank. K l o z schlüpfte in den Keller und warf die Lufe zu. Diesemal fanden jedoch die Kirgisen die Öffnung und stiegen in den Keller, noch ehe K l o z von frischem laden konnte. Trotzdem verlor er die Geistesgegenwart nicht. Die Angst gab ihm die Kraft eines Löwen. Mit beiden Händen griff er an die Rahmen des kleinen Kellerloches, ein Ruck, und das Loch war groß genug, um hinauszuschlüpfen. Er wollte auf die Straße, aber da johlten die Kirgisen. Nun dachte er im Nachbarshause eine Zufluchtsstätte finden zu können, allein auch da trieben sich Räuber herum. Da verschlupfte er sich rasch in der Holzschauer und lud sein Gewehr. Jetzt fühlte er sich wieder sicherer und stieg über die Planke in den Nachbarshof. Hier sah er, wie gerade ein Kirgise die Frau des Jakob Richter an den Haaren fortzuschleppte. „Laß sie los!“ schrie er aus vollem Halse. Als ob es der Kirgise verstanden hätte, er ließ sein Opfer im Stiche und kam auf K l o z zu. Dieser aber, ein tüchtiger Schütze, drückte los und schoß den Kirgisen über den Haufen. Der Getroffene hatte seinen Geist noch nicht ausgehaucht, als ein anderer Kirgise in schnellem Galopp angeritten kam, und im Nu fauete die Schlinge durch die Luft. K l o z wußte schon, daß die Kirgisen auf diese Weise den stärksten Gegner unschädlich machen, und machte einen Seitensprung. Der Strick traf ihm das Ohr und riß die Haut mit. Der Kirgise, wahrscheinlich die Flinte fürchtend, verfolgte K l o z nicht weiter. K l o z sprang über die Straße, dann über den Hof ins Feld. Da traf er mehrere Männer und Frauen, die sich in einem Graben verborgen hatten. Er machte den Männern die bittersten Vorwürfe. „Ihr seid rechte Meummen. Zwanzig Mann aus uns wären mit all diesen Räubern fertig geworden, wenn sie nur mit Gewehren sich versorgt hätten, aber allein kann ich nichts machen. Doch horcht! Was ist das? Es war schon dunkel geworden. In der Nähe hörte man Hufschläge. Die Weiber fingen an zu weinen. „Seid ruhig!“ gebot K l o z, „Ihr verratet uns ja.“ Das Schluchzen wurde unterdrückt, aber um so deutlicher hörte man jetzt das Weinen und Jammern aus der Ferne. Es war kein Zweifel mehr: die Kirgisen schleppten sich dort mit ihren Gefangenen herum. So war es in der That. Die Kirgisen schlugen außerhalb des Dorfes ihr Lager auf. Jetzt war dieses Versteck sehr unsicher. K l o z riet auf allen Vieren dem Dorfe zuzukrabbeln, um dann in die Wiese zu gelangen. Vorsichtig fingen die Versteckten an zu rutschen. Die Weiber voran, die Männer nach. K l o z blieb bis zuletzt. In die Wiese konnten sie jedoch nicht gelangen; denn dort weideten die Kirgisen ihre Pferde. Wegen des hellen Mondscheins war es ihnen auch unmöglich, den Graben zu verlassen, um einen Umweg zu machen, und so mußten sie bis auf weiteres in ihrem Verstecke bleiben. Kaum war es Tag geworden, so verließen die Kirgisen ihren Weideplatz, wahrscheinlich um die Pferde zu tränken. Vorsichtig kroch K l o z vor und spähte nach allen Richtungen, es war niemand zu sehen. „Kommt schnell!“ rief er, „Sie sind fort.“ Sie mochten ungefähr hundert Faden in der Wiese gewesen sein, als plötzlich hinter einem Hügel zwei Kirgisen sich aufrichteten. Mit der schrecklichen Nagaita in der Hand, sprangen sie auf die Frauen zu. „Zurück!“ rief K l o z. Darauf krach! krach! und die Kirgisen lagen hingestreckt. Die Frauen und Männer liefen aus allen Kräften in südlicher Richtung in die Wiese. K l o z wollte schnell wieder sein Gewehr laden, war aber erst mit einem Schuß fertig, als 10 Reiter auf ihn losgesprengt kamen. In Rettung war nicht mehr zu denken. Der erste Reiter sollte ihn aber doch nicht haben, diesem machte er noch den Garaus. K l o z hielt jetzt die Flinte wie zum Schießen bereit. Das machte die anderen stutzen. Sie bildeten einen großen Ring um ihn und zogen denselben immer mehr zusammen. Als zwischen ihm und den Kirgisen noch ungefähr hundert Faden waren, stieß der eine einen Pfiff aus, und alle sprengten los. K l o z lief dem nächsten entgegen und versetzte dem Pferde einen so derben

Hieb auf den Kopf, daß es niederstürzte. Zwei andere Reiter stolperten darüber und Klotz war sogar aus dem Ring gekommen, allein in demselben Augenblicke fiel die Schlinge um seinen Hals und war im Nu zugezogen. Wie ein wütender Tiger über sein Opfer, so fielen die Kirgisen über Klotz her und mißhandelten ihn auf die schrecklichste Weise. An Händen und Füßen gebunden, wurde er ins Lager gebracht. Hier lagen schon viele so gefesselt wie er, und wurden immer noch frische hinzugetrieben oder geschleppt. Das Vieh wurde zusammengetrieben und das Beste daraus ausgelesen. Im Dorfe gingen die Kirgisen Haus für Haus und rafften alles zusammen, was ihnen nur dienlich sein konnte. An Widerstand war nicht mehr zu denken. Die Bewohner ließen alles im Stich, um nur sich selber zu retten, allein auch das gelang vielen nicht. Wo war Stephan Heindel?

Als die Kirgisen Donnerstagabend in Seelmann einfielen, war Stephan, sein Bruder Martin und noch 15 Knechte im Walde, wo sie Brennholz fällten. Als sie abends nach Hause zurückkehrten, trafen sie auf dem Sandbuckel den Vorsteher Baldaun mit noch sieben Mann. Der Vorsteher sprach: „Ihr Jüngens bleibt hier; denn im Dorfe sind die Kirgisen. Sie rauben Menschen und Vieh, und wer sich nicht rettet, der ist verloren.“ — „Sind ihrer wohl sehr viel?“ fragte Stephan. „Sehr viel,“ gab Baldaun zur Antwort, „wir können gegen sie nichts anfangen. Hierher werden sie aber wohl nicht kommen. Bleibt also da.“ Stephan überlegte und hielt es auch schließlich am besten zu bleiben und abzuwarten, ob sich nicht eine Gelegenheit bieten werde, die Kirgisen zu vertreiben. Plötzlich jagten die 8 Reiter davon — sie hatten eine Truppe Kirgisen auf sich kommen sehen. Die 15 Knechte scharten sich nun um Stephan. Dieser stellte sich mit dem Beil in der Hand an die Spitze und erwartete die Räuber. Ein Duzend Schlingen kamen geflogen und schnürten mehreren den Hals zu. Stephan schlug mit der Axt um sich, daß die Funken sprühten. Zwei Pferde hatte er schon zu Boden geschmettert und vom dritten den Reiter hintergeschlagen, da bohrte ein Kirgise ihm die Pike in die Seite, und ein anderer warf ihm die Schlinge um den Hals. Nun war jede Gegenwehr vergeblich, ja könnte sogar lebensgefährlich werden. Stephan und die übrigen ergaben sich in ihr Schicksal. Sie wurden auf die Pferde gebunden und ins Lager gebracht. Die Kirgisen plünderten noch Freitag und Sonnabend. (13. und 14. November). Am Sonnabend kamen alle ins Lager geritten. Es herrschte da ein Jammergeschrei über alle Begriffe. Die Kirgisen geboten Stille, und wer nicht folgte, der erhielt ohne Rücksicht ein paar Hiebe mit der Nagaisa. Diese waren so schmerzlich, ja lebensgefährlich, daß sie den tiefsten Schmerz verstummeln machten. Schluchzend und flüsternd klagte einer dem anderen seine Not. Da waren Leute nicht bloß aus Seelmann, sondern auch aus Preuß, Keller und Leising. Männer und Weiber, alte und junge lagen durcheinander. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang stieß der Kirgisenführer einen Pfiff aus, worauf alle schwiegen. Darauf sprach er etwas zu seinen Leuten, wovon die Gefangenen jedoch nichts verstanden. Kaum hatte er geendet, so wurde letzteren aber klar, worum es sich handelte. Es wurden Vorbereitungen zum Fortmarsch getroffen. Die Gefangenen wurden verteilt. Wieder herzerreißendes Weinen und Jammern, und wieder Knutenhiebe von den Kirgisen. „Ihr Männer und Weiber,“ ließ sich da eine Stimme hören, „seid doch ruhig, sonst geht es uns noch schlechter. Soeben hat man mich hierher gebracht, und da mußte ich sehen, wie diese Räuber den Jakob Richter aus Seelmann in der „Hohl“¹⁾ erstochen haben. Leiden wir geduldig aus Liebe zu Gott, dann ist es viel leichter!“ Der dies gesprochen hatte, war der Schulmeister Dalfuß. Abermals erteilte der Führer Befehle und sogleich wurden die Gefangenen in einem Kreis niedergelegt. Die Räuber johlten und schrien, daß die Gefangenen sich die Ohren zugehalten hätten, wären ihnen die Hände nur nicht gebunden gewesen. Zwei Kirgisen brachten Johannes Klotz und legten ihn in der Mitte des Kreises nieder. Zu den zwei gefesselten sich noch fünf. Zwei setzten sich auf die Füße, je einer auf den rechten und linken Arm, und einer hielt den Kopf. Die zwei anderen zogen ihre Messer und fingen an, den Unglücklichen zu martern. Zuerst schnitten sie die Finger an der rechten

¹⁾ So heißt ein Graben bei Seelmann.

Hand gelenkweise ab. Klotz flehte und jammerte, daß Steine sich erweichen hätten, aber die Unmenschen waren herzlos. Einer von ihnen verzetzte ihm einen grausamen Hieb mit der Nagaisa übers Gesicht, daß die Backknochen hervorschaute. Das Jammern und Weinen der Gefangenen spottet jeglicher Beschreibung. Doch die Wut der Scheusale konnte es nicht abkühlen. Sie zerhackten den armen Klotz buchstäblich in Stücke. Unter schrecklichen Qualen gab der Unglückliche seinen Geist auf.²⁾

Hieronymus.

(Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Vierzig Kriege innerhalb 45 Jahre!

An jenem 11. Oktober begann England unter der zweieundsechzigjährigen Regierung der Königin Victoria seinen vierzigsten Krieg. Dem Pariser „Matin“ verdanken wir die Zusammenstellung der einfachen und lehrreichen Liste dieser Kriege. Er bietet sie ihrer großen Masse wegen übersichtlich in 17 Sähen:

Ein Krieg gegen Rußland — 1854.
Drei Kriege gegen Afghanistan — 1838, 1849, 1878.
Vier Kriege gegen China — 1841, 1849, 1856, 1860.
Zwei Kriege gegen die Sikhs — 1845, 1848.
Drei Kriege gegen die Kaffern — 1846, 1851, 1877.
Drei Kriege gegen Birma — 1850, 1852, 1885.
Neun Kriege in Indien — 1857, 1860, 1863, 1864, 1868, 1869, 1890, 1895, 1897.
Drei Kriege gegen die Aschanti — 1864, 1873, 1896.
Ein Krieg gegen Aboissien — 1867.
Ein Krieg gegen Persien — 1852.
Ein Krieg gegen die Zulus — 1878.
Ein Krieg gegen die Basutos — 1879.
Ein Krieg in Ägypten — 1882.
Drei Kriege im Sudan — 1894, 1896, 1899.
Ein Krieg mit Sanibar — 1890.
Ein Krieg gegen Matabeles — 1894.
Zwei Kriege gegen Transvaal — 1879, 1899.

Steter Tropfen höhlt den Stein. Die Geschichte von dem Wassertropfen, welche bekanntlich besagt, daß viele derselben nach und nach einen Stein aushöhlen, erfuhr unlängst eine neuerliche Bestätigung durch eine originelle Wette, welche in einem Wiener Vergnügungshause zwischen einem amerikanischen Artisten und einem Wiener Athleten ausgetragen wurde.

Der Amerikaner wettete nämlich um eine ansehnliche Summe, daß der Athlet nicht im Stande sei, einen Liter Wasser tropfenweise aus der Höhe von drei Fuß auf seine flache Hand fallen zu lassen.

Lachend ging der Kraftmensch, der keine allzu zarte Damenhand besitzt, auf den Spaß, wie er sagte, ein, und die ganze Gesellschaft hielt die Wette für den Amerikaner schon für verloren.

Das Wasserquantum wurde abgemessen und in ein entsprechendes mit einem dünnen Abflußrohr versehenes Blechgefäß hineingegossen.

Sodann wurde auch die Tropfdistanz fixiert, und das Geduldspiel begann.

Bis 300 war schon unter allgemeiner Stille gezählt worden, und ebenso viele Wassertropfen waren auf die Handfläche des Athleten niedergefallen.

Derselbe wurde immer röter im Gesicht, verbiß anfangs den Schmerz, den er empfand, konnte es aber, nachdem etwa 420 Tropfen auf seine Hand herabgeträufelt waren, nicht mehr aushalten.

Seine innere Handfläche war sehr stark entzündet und an einer Stelle sogar die Haut gesprungen und das blutende Fleisch bloßgelegt. Und doch war erst ein kaum merklicher Teil des Wassers aus dem Blechgefäße verschwunden.

Die Gesellschaft konnte sich vor Erstaunen kaum fassen, und am verwunderlichsten war der Athlet selbst. Nach physikalischen Gesetzen ist dies aber durchaus nichts Wunderbares.

— Trostlos. Student: „Es ist zum Verzweifeln! Ich kann essen und trinken, was ich will — ich kriege keine Lust zum Arbeiten!“

— Kurz abgefertigt. Frau: „Kaum vier Wochen verheiratet, kehrtst du aus dem Wirtshaus erst abends spät nach Hause zurück! Ich kochte vor Wut!“

Mann: „Das ist mir lieb zu hören. Ich glaubte, du könntest gar nicht kochen!“

²⁾ Da die Erzählung das Beiwort „geschichtliche“ trägt, so wird es kaum notwendig sein zu bemerken, daß kein wesentlicher Umstand erdichtet ist, so abenteuerlich auch manches scheinen mag. Ich erzähle, was wirklich vorgekommen ist und nicht etwa von mir selbst ausgedacht wäre. Diese Bemerkung gilt für die ganze Erzählung.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.